Auch Helden.

Von Max Stempel.

r Sturm pfeift vom Gebirge her,
hängt der Himmel wolkenschwer
fs Schlachtgefild hernieder.
r Kampf verklang — so mancher
fiel —
n Röcheln noch — er ist am Ziel —
d starr sind Haupt und Glieder.

ch viele, hilflos hingestreckt,
e Uniform vom Blut befleckt,
h'n seufzend noch im Rasen.
e Wunde brennt, sie atmen schnell
d können nicht mehr zum Appell,
enn die Trompeten blasen.

hwarz sinkt die Nacht, der Regen
fällt,
ch der Laterne Licht erhellt
rstampfte Wintersaaten.
n wilden Sturm verlöscht sie
schier —
urch Sturm und Regen schreiten
wir,
ie Sanitätssoldaten!

nd wo, vom scharfen Stahl besiegt,
n Schwergetroffener Krieger liegt,
a winken wir der Bahre;
ir betten weich den wunden Mann,
amit er weit're Pflege dann
n Lazarett erfahre.

ir reichen ihm den kühlen Trank,
enn seine Lippe fieberkrank
echzt, daß sie Labung fände.
ir dämmen, wenn sein Blutstrom
fließt,
ie Flut, die purpurn sich ergießt,
urch heilende Verbände.

ir fürchten nicht Gefahr und Tod,
enn höher gilt als Sterbensnot
ns menschliches Erbarmen.
h, Freude, wenn durch unser Tun,
ie totgeweiht im Rasen ruh'n,
um Leben neu erwarmen!

Die Warnung.

ine wahre Kriegsgeschichte. Von Hans Harrendorf.

Dies ist die Geschichte, die mir der Hauptmann Volterre erzählte. Es war, als ob der weiße Sand des unabsehbaren Strandes sich allmählich in eine graue schweigende Wüste verwandelte; kein Stern leuchtete von dem wolkenbezogenen Himmel hernieder — alle Lichter des Kurortes, der jetzt menschenverlassen dalag, waren nach der Seeseite gelöscht. Alle Anzeichen des Lebens auf dem unendlichen Meer waren abgetötet, erstorben unter dem gefahrdrohenden Wort: Krieg.

„Eine solche Nacht war es," begann der Hauptmann zu erzählen. „Ich hatte eine versiegelte Ordre aus dem Hauptquartier an den General X. zu bringen. Wir waren im nördlichen Polen, und der Feind hatte sich weit hinter dem Njemen zurückgezogen; fast seit vierundzwanzig Stunden schwieg das Feuer vollständig. Das schien uns ein unbehagliches Zeichen — es mochte die Ruhe vor dem Sturm sein. Darum war ich fast froh, als ich den gefährlichen Auftrag bekam, die Ordre nach M. zu bringen; hatte ich doch guten Grund zu glauben, daß ich der Ueberbringer eines Angriffsbefehls sei.

Wir glitten geräuschlos dahin. Mein Auto hatte bisher brav seine Strapazen getragen. Es hätte in einer eleganten Großstadtstraße einen entschieden verwahrlosten Eindruck gemacht; aber die Maschinerie war tadellos, gut geölt und sauber, man merkte es an dem federnden Lauf des Wagens, der mühelos dahinstürmte. Und auch mein Kraftwagenführer war ein zuverlässiger und erprobter Mensch. — Von Zeit zu Zeit knipste ich meine Taschenlaterne an und warf einen Blick auf die Karte.

„In einer Stunde haben wir den Njemen erreicht, Sanders," sagte ich.

Der Chauffeur wandte sich halb um und nickte.

„Ich weiß, Herr Hauptmann. Es ist die Dubina-Brücke, über die wir müssen."

„Kennst Du die Brücke?"

„Zu Befehl."

„Sie ist doch intakt?"

„Sie ist die einzige Brücke, die wirklich sicher ist, Herr Hauptmann."

„Nun gut."

Der Himmel war schwarz und sternenlos. Ein leichter Südwest heulte durch die spärlichen Birken, die von Zeit zu Zeit vorüberflogen. Einen Augenblick trat der Mond hervor und beleuchtete die weite, trostlose Monotonie der Ebene. Dann schwamm er hinein in eine undurchdringliche Wolkenmauer, und stockfinstere Nacht legte sich wieder über die Landschaft.

Plötzlich hörte ich mehr als daß ich es sah, daß mein Chauffeur eine Bewegung mit der Hand machte. Ich blickte auf.

„Was gibt es, Sanders?"

Er antwortete — und jetzt sahen seine angestrengten Augen, daß er seine linke Hand nach vorn ausgestreckt hielt:

„Sehen Sie nur, Herr Hauptmann!"

Dem Wagen voran liefen zwei grelle Lichtkegel, die wie flüssiges Silber vor ihm herrasten. Und plötzlich erkannte ich, was mein Kraftwagenführer meinte: Auf dem Waldboden, mitten im hellen Strahl des rechten Scheinwerfers, huschte vor dem Wagen her eine menschliche Gestalt. Die Gestalt einer Frau.

Nein, eigentlich sie huschte nicht — sie tanzte. Sie tanzte nach Art einer Serpentintänzerin — ein wallendes, langes Gewand reichte ihr vom Kopf bis zum Fuß, und in ihren grotesken Sprüngen schlotterte und zitterte dieses seltsame Kleid in tausend Falten um ihre hageren Glieder. — Ich starrte schweigend auf die unerklärliche Erscheinung. Unser Wagen hatte eine Geschwindigkeit von mindestens achzig Kilometern — und mühelos brachte diese tanzende Frau es fertig, immer in gleichem Abstand vor uns herzuhuschen.

„Soll ich anhalten, Herr Hauptmann?"

Aus der seltsam zitternden Stimme meines Chauffeurs hörte ich die Angst.

„Halten Sie an!"

Der Wagen stoppte mit einem knirschenden Geräusch und blieb zitternd stehen. Im Nu sprangen wir beide herunter und stürzten auf die seltsame Erscheinung zu . . . auf die tanzende Frau. Sie war verschwunden . . .

„Wir müssen suchen!"

Mein Kraftwagenführer stürzte voraus.

„Halten Sie sich nach links!" rief ich ihm zu.

Ich selbst rannte rechts, durch die Gebüsche. Nichts war zu sehen. Resigniert, ernüchtert, fast ein wenig beschämt kehrten wir nach zehn Minuten zurück.

„Los!"

Ein zitterndes Rattern ging durch das Fahrzeug, und mit einem Sprung schoß der Wagen vorwärts. Ein Fasanenschwarm flatterte aufgeschreckt umher — Vorboten des Wassers! Die Erde wurde weicher und lehmiger, ich fühlte es an dem tieferen Einsinken des schweren Autos. Plötzlich zuckte der Chauffeur zusammen.

Ich fragte nicht. — Ich wußte — warum. Langsam stand ich auf . .

Vorn, kaum fünfzehn Meter vor unserem Wagen, im Strahlenkegel der rechten Acetylenlaterne, tauchte, in tollen Sprüngen sich verrenkend, die tanzende Frau auf.

Eben sauste der Wagen auf den Bohlendamm, der die Anfahrt zur Njemenbrücke bildete. Die Steigung verlangsamte das Tempo ein wenig, und gerade streckte der Chauffeur zögernd die Hand nach dem Hebelgriff aus . . . ich starrte noch immer auf diese rätselhafte, gespenstige Frauengestalt, die dort vorn wie in furchtbarem Wahnsinn vor uns hertanzte, ihr langes Gewand schleudernd wie eine Furie. Und plötzlich fuhr es mir durch den Kopf: Das ist die Vorbotin eines furchtbaren, unfaßbaren Unheils. Ich schrie dem Chauffeur einen Befehl zu, und fast auf der Stelle stand das Auto still. Wir beide sprangen vom Wagen und rannten nach vorn.

Im nächsten Augenblick erkannten wir, daß die Njemenbrücke zusammengestürzt war — wahrscheinlich durch eine Minenexplosion. — Kaum zwei Meter vor dem gähnenden Abgrund stand unser Wagen, zitternd wie ein furchtgelähmtes Tier. Einen Augenblick standen wir beide stumm und sahen schweigend auf den schäumenden Njemenfluß, der dort unten um die zersplitterten Trümmer der Brücke rauschte. Dann blickten wir uns ins Gesicht und gingen langsam auf unsern Wagen zu . . . An der Linie des rechten Scheinwerfers klebte ein kleiner Gegenstand. Plötzlich begann er sich zu bewegen, und im selben Moment erkannten wir, was es war: Eine Motte hatte sich, Gott weiß wie, durch das lockende Licht verführt, in den Innenraum der Laterne verirrt und flatterte nun, die Freiheit suchend, zwischen dem Licht und der Linse taumelnd hin und her. Durch das Convex des Vergrößerungsglases ins Tausendfache vergrößert, hatten wir ihre Gestalt in dem Reflex des Scheinwerfers vor uns her tanzen gesehen: unsere tanzende Frau war nichts anderes als eine tanzende Motte! Dies war die Warnung gewesen — eine unfaßbare, unbegreifliche Warnung . . ." Der Hauptmann stand auf, zog den Mantel um die Schultern und ging ins Haus.

Gulaschkanonen in Berlin.

Seit kurzem ziehen durch die Straßen eines Teiles von Groß-Berlin, nämlich von Lichtenberg um die Mittagszeit zwei fahrbare Küchen, Gulaschkanonen genannt, feldmarschmäßig zu ihrem Aeußeren, die bauchigen Kessel gefüllt mit dampfendem Essen. Jedermann kann sich da sein Mittagsbrot holen und es daheim verzehren. Der Verein der Berliner Volksküchen von 1866, der alte Morgensternsche Verein, der im Juni dieses Jahres auf eine fünfzigjährige Wirksamkeit zurückblickt, hat diese Neuerung in der Ernährung der Berliner Bevölkerung während des Krieges eingeführt. Es wird angenommen, daß es auch in anderen Teilen der Reichshauptstadt Nachahmung finden werde.

Frau Ingeborg.

Eine Skizze von Felix Leo Göckeritz.

Der junge Husarenoffizier blies ärgerlich den Rauch seiner Zigarette in die Luft. „Bei Gott," sagte er, „Torsten, man erkennt Sie einfach nicht wieder. Als Sie das letztemal zu uns kamen, da waren Sie noch ein flotter, prächtiger Kerl, bereit zu jedem tollen Streich und begeistert für jedes blonde Mädel. Und heute — einfach zum Verrücktwerden ist es mit Ihnen!"

Der stolze, hohe Mann, der am Fenster des eleganten Herrenzimmers stand, schaute unverwandt hinaus auf die weite See, die im Feuer des sprühenden Abendrotes blutrot flammte. „Sie haben recht," sagte er nach einer Weile gedankenvoll. „Ich war ein toller Kerl und drauf und dran, ein Schürzenjäger zu werden, bis mich — Gott sei Dank, noch zu rechter Zeit — eine Frau die Ehrfurcht vor dem Weibe lehrte."

„Ehrfurcht vor dem Weibe?" Der kleine Husar machte ein recht erstauntes Gesicht. „Verzeihung," sagte er dann, „ich meinte immer, wer so wie Sie von den besten Mädeln umschwärmt war, der könnte eines schönen Tages höchstens tötliche Langweile vor ihnen empfinden."

Der andere schien den Einwand nicht vernommen zu haben. Seine hellen, großen Augen schauten noch immer hinaus auf das flammende Feuerspiel zwischen See und Sonne. Ein strahlender, leuchtender Glanz stand in ihnen.

„Sie wissen," sagte er nach einer Weile, „daß das Schiff, das mich das letztemal um die Erde tragen sollte, kurz hinter Panang unterging. Wir alle wurden gerettet. Alle, bis auf den Kapitän und sein Weib.

In Hamburg sah ich die beiden zum ersten Male.

Unser Dampfer war lautlos aus dem Hafen hinaus in die offene See geglitten. Unten auf Deck spielte die Kapelle die üblichen, halb schwermütigen, halb lustigen Weisen. Wir standen über das Geländer gelehnt, Hans Joachim, der Münchener Maler, und ich und weideten unser Auge an dem herrlichen Bilde, des mählich in Nebel und Dämmerung verschwindenden Heimatstrandes.

Da packte mich Hans Joachim plötzlich am Arme: „Sieh dort!" Auf der Kommandobrücke stand der Kapitän und neben ihm wie er in Anbetracht des zu erwartenden Sturmes im Oelzeug sein Weib.

Beide bis auf den Zoll gleich groß, beide kraftvolle, schöne Menschen, zwei Hünengestalten.

Der Himmel wurde immer finsterer. Nur noch zwischen zwei tiefschwarzen Wolken hervor strahlte der letzte blendende Sonnenschein und warf ein magisches Licht auf die beiden Gestalten auf der Kommandobrücke. Der Wind hatte sich erhoben und zerrte an ihren Mänteln. Unter dem Südwester des Weibes hatte er eine schwere blonde Strähne hervorgezwungen und warf sie mutwillig um das edle Frauenantlitz.

In Hans Joachim war der Maler erwacht. Seine Augen leuchteten. Seine Brust hob sich schnell und schwer. „Mein Gott," sagte er, „sieh nur, wie sie dem Sturme die Brust entgegenstemmt. Denk dir den Südwester des Mannes fort. Auf dem kühnen Haupte einen Helm, denk dir an Stelle des Oelzeuges eine Rüstung und des Weibes Haar gelöst, über den Rücken herabrollend in schwerer goldener Fülle, und ein Wickingerpaar steht dort oben, das hinausfährt, jauchzend, furchtlos durch Sturm und Wogen. Zum Kampf, zum Siege. Ein Königspaar!"

Ich nickte: „Königin Ingeborg!" sprach ich leise.

Fred Torsten hielt inne und ließ seine Augen hinausschweifen auf das weite Meer. Ein helles Leuchten stand in ihnen, als ob er draußen, weit draußen wieder das Bild erblickte, von dem er sprach. Es war stille im Zimmer.

„Es gab keinen Menschen auf dem Schiffe," fuhr er nach einer Weile fort, „von dem Staatsminister a. D., der seinem Greisenalter noch die Strapazen einer Weltumschiffung zumutete, bis zum ärmsten Heizer drunten in dem heißen Maschinenraum, der nicht diese Frau verehrt hätte. Aber keinen auch, der sich an sie herangewagt hätte.

Seit fünf Jahren war sie verheiratet und seit fünf Jahren begleitete sie den Kapitän auf seinen Fahrten. Wie zwei Kameraden waren sie zusammen. Mit einem festen Händedruck begrüßte er sie, wenn sie morgens zu ihm auf die Kommandobrücke kam. Aber das war alles. Nie habe ich einen heißeren Blick zwischen ihnen, nie eine zärtliche Bewegung beobachtet.

Und dann kam der verhängnisvolle 13. Oktober.

Sonnenhell war der Tag, als wir von Panang Abschied nahmen, und der Himmel strahlte weithin in tiefstem Blau.

Unten auf dem Deck spielte wieder die Kapelle und die Passagiere lagen scherzend in den bequemen Ruhestühlen.

Um Frau Ingeborg, wie wir, Hans Joachim und ich, sie im stillen nannten, hatte sich ein kleiner Kreis gebildet. Man bestürmte sie mit Fragen, warum der Kapitän im Oelzeug auf der Brücke stünde.

„Die Erfahrungen Ihres Herrn Gemahls in Ehren, gnädige Frau," lachte der erste Offizier, „aber heute täuscht er sich sicherlich."

Frau Ingeborg schüttelte leise ihr edles Haupt: „Ich meinte, Wenkhoff, wir beide müßten meinen Mann gut genug kennen. Er täuscht sich nie."

Und er hatte sich nicht getäuscht.

Wohl vergingen noch zwei Stunden, ohne daß der strahlende Sonnenschein verblaßt wäre, ohne daß sich ein einziges weißes Wölkchen an dem herrlichen, tiefblauen Himmelszelte gezeigt hätte. Zwei Stunden noch, in denen man lachte, scherzte und sang, in denen keiner auch nur ein Fünkchen von Besorgnis verspürt hätte; dann tauchte plötzlich im Westen eine schwarze Wolke auf. In rasendem Fluge kam sie näher. Jäh verfinsterte sich die Sonne, die Wogen wurden unruhig. Eiskalt brauste der Wind über Deck und sang eine furchtbare, unheimliche Melodie, die brausende Ouvertüre zu seinem Sturmliede.

Und wieder eine halbe Stunde: Keiner war mehr auf Deck, den nicht der Dienst zwang. Die Luken waren sorgfältig verschlossen. Undurchdringliche Nebelschwaden bedeckten das Meer. Stoßweise nur arbeitete sich das Schiff langsam durch die brandenden Wellenberge und durch das Brüllen des Sturmes dröhnte, ein furchtbarer Klang, das Nebelhorn seinen dumpfen Warnungsschrei.

Hans Joachim und mich hatte es nicht unter Deck gelitten. Die Faust um die eisernen Ringe gekrampft, standen wir stumm in der wütenden Nacht.

Oben auf der Kommandobrücke stand, wie am ersten Tage unserer Fahrt, in dem langen, flatternden Oelmantel, Frau Ingeborg neben dem Gatten.

Eine Stunde mochte so vergangen sein. Ein Sieger, hatte sich der Stahlleib unseres Schiffes furchtlos durch den Anprall der Wogen gearbeitet. Da beugte sich plötzlich Frau Ingeborg weit über das Geländer der Brücke. Sie winkte dem Kapitän. Ihr schlanker Arm wies hastig nach links in die nebelverhüllte, wogende See. Und jetzt erkannten auch wir — unser Herz stockte uns — was Frau Ingeborgs Falkenaugen zuerst bemerkt: Ein unförmiges, graues Etwas trieb auf den Wellen in rasender Fahrt uns entgegen."

„Volldampf zurück!" brüllte der Kapitän durch das Sprachrohr hinab in den Maschinenraum. Es war zu spät.

In demselben Augenblick, da das Schiff unter der jäh gehemmten Gewalt der Räder erzitterte, ertönte ein dumpfer Donner; ein Krachen und Splittern backbords mischte sich mit einem vielstimmigen, gellenden, entsetzlichen Angstschrei . . .

Ein Wrack hatte, in dem undurchdringlichen Nebel unseren Blicken verborgen, einen klaffenden Riß in den Rumpf unseres Schiffes gerissen."

Fred Torsten holte tief Atem:

„Ich will nicht von den Szenen sprechen, die sich nun abspielten. In wenigen Augenblicken sank das Schiff, die Besatzung benahm sich heldenhaft. Wir alle wurden, Frauen und Kinder voran, in die Rettungsboote aufgenommen. Als letzter kam, da das ganze Deck schon unter Wasser stand, der Kapitän mit seinem Weibe.

Da — um Gottes willen — das Boot konnte tatsächlich keinen Menschen mehr aufnehmen.

Heldenmut ist selten, Baron. Und den Tod vor Augen, edelmütig gegen eine Frau sein, ist ein verteufelteres Stück, als man denkt. Aber keiner zögerte, keiner unter den Männern, der nicht freudig seinen rettenden Platz für Frau Ingeborg dahingegeben hätte — sie nahm ihn nicht. Wir mochten sie beschwören, wie wir wollten. Ein kurzes, hartes Kommandowort des Kapitäns zwang die Matrosen zur Abfahrt.

Langsam stiegen sie wieder empor zur Kommandobrücke. Stolz, ruhig, Seite an Seite. Und dann kam das Furchtbarste, was ich je in meinem Leben empfunden.

Das Weib hatte sich an des Mannes Brust geworfen, der Südwester war ihr vom Haupte geflogen. Ihr schweres, blondes Haar hatte sich gelöst und flutete herab um den herrlichen Frauenleib, der Mann hatte sie an sich gerissen. Ein seliges, stürmendes Jauchzen übertönte den heulenden Sturm — da war das Schiff in den Fluten versunken . . .

Und keiner von uns hatte geschrieen, keiner, dem nicht in diesem Augenblick des herrlichsten, des köstlichsten Todes, den je zwei Menschen erlitten, das Herz zu schlagen ausgesetzt, keiner aber auch, dem nicht noch nach Stunden eine Träne in den Augen gestanden hätte . . ."

Durch das stille Zimmer zitterten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne, da erhob sich Fred Torsten und reichte dem kleinen Husaren die Hand zum Abschiede.

„Das war es," sagte er, „was mich die Ehrfurcht vor dem Weibe lehrte und mich zwingt, noch in der ärmsten Frauenseele etwas Herrliches, etwas Heiliges zu verehren."

Undenkbar.

Eine russische Skizze von Hermann Wagner.

Der Gouverneur des sibirischen Kreises W. . . . erhielt eines Tages aus Batum, im Kaukasus, einer Stadt, in welcher er von seiner früheren Wirksamkeit her ebenso viele Feinde wie Freunde hatte, ein Telegramm, dessen Inhalt ihn in große Unruhe versetzte. Das Telegramm war ohne Unterschrift und enthielt eigentlich weiter nichts als eine Warnung. Die Warnung, auf der Hut zu sein, ohne Angabe von wem. Man sei Unregelmäßigkeiten auf die Spur gekommen. Es existierten Personen, die Beweise in Händen hätten. Das war alles.

Der Gouverneur geriet durch dieses Telegramm in solche Erregung, daß er in seiner Wut zwei Stühle zerbrach und seinem Sekretär ein gefülltes Tintenfaß an den Kopf warf.

„Ihr Hunde!" schrie er seine Beamten an, „laßt mich allein! Ich rate euch, niemanden mehr vorzulassen. Es wäre sein Tod!"

* * *

Und doch fand sich einer, der den Wunsch äußerte, gerade an diesem Tage vor den Gouverneur geführt zu werden, der seinem Wunsch durch ein großes Trinkgeld Nachdruck gab und der alle Warnungen kühl damit abtat, daß er bat, man möge nur diese Karte dem Gouverneur übergeben, worauf sich alles weitere finden würde. Nur folgende Worte standen darauf: „Karl Wilhelm Brand, ein Deutscher aus Batum, bittet um eine Unterredung in dringender Angelegenheit."

Es war, als lächelte der Beamte hämisch, während er die Karte dem Gouverneur mit einem tiefen Bückling überreichte.

Das Gesicht des Gouverneurs, während er die Karte las, erschien immer zahmer und bleicher zu werden. Er nickte nur, hustete und sagte unsicheren Tones: „Lasset ihn herein!"

* * *

Der Deutsche trat ein, grüßte kühlhöflich, nahm, ohne dazu aufgefordert zu sein, Platz, schlug ein Bein über das andere und sagte ohne weitere Umschweife:

„Exzellenz, ich bitte um einen Auslandspaß!"

Man konnte den Eindruck haben, daß der Gouverneur ob dieser Frechheit starr sei. Er schwieg eine Weile rückte nervös an seiner goldenen Brille und fragte sodann:

„Wer sind Sie?"

„Mein Name steht auf der Karte; ich habe viele Jahre als Leiter eines großen deutschen Unternehmens in Batum gelebt. Nach Ausbruch des Krieges wurde ich als Zivilgefangener hierher nach Sibirien verschickt."

„So, und nun — —"

„— — nun wünsche ich einen Auslandspaß, um endlich heimreisen zu können."

„Gibt's nicht," sagte der Gouverneur schroff.

„Doch, das gibts," erwiderte der Deutsche noch schroffer und holte eine Zigarette hervor, um sie sich anzuzünden. „Ich bin über fünfzig Jahre, Exzellenz. Laut Ministerialverordnung vom so und sovielten habe ich als Unverdächtiger einen Auslandspaß zu erhalten."

„Mann, sind Sie verrückt?"

„Durchaus nicht, Exzellenz. Aber zu allem entschlossen."

„Zu allem? — —"

„Entschlossen, ja."

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß, wenn Exzellenz sich weigern sollten — —"

Der Gouverneur sah ihn mit einem Blick glühenden Hasses an. „Ich weigere mich!" sagte er hart.

Doch der Deutsche schüttelte nur lächelnd den Kopf.

Da sprang der Gouverneur mit vor Wut verzerrtem Gesicht auf. „Wirst du schweigen, Kanaille?!"

„— — — denn ich bin jeder Zeit in der Lage, Exzellenz der Unterschlagung großer, für Kriegszwecke gesammelter Beträge zu überführen."

Diese letzten Worte sprach der Deutsche sehr laut.

Der Gouverneur war totenblaß geworden.

* * *

Es verstrich eine Pause, in deren Verlauf der Deutsche eine weitere Zigarette hervorzog, sie in Brand setzte und dann sagte:

„Exzellenz, ich habe Beweise!"

„Beweise? Ich lache sie aus. Was nützen Ihnen Beweise, wenn ich Sie abführen und auf der Stelle erschießen lasse?"

„Nichts," entgegnete trocken der Deutsche.

Der Gouverneur sah ihn verblüfft an.

„Exzellenz halten mich für dümmer, als erlaubt ist. Die Beweise befinden sich natürlich nicht in meinen Händen, denn in diesen wären sie für mich so gut wie wertlos. Aber sie befinden sich in Händen, gegen die Sie machtlos sind, Exzellenz, und die, das schwöre ich Ihnen, von ihnen Gebrauch machen werden, sofern nicht nach Ablauf einer bestimmten Frist von mir aus Schweden ein in bestimmten Worten abgefaßtes Telegramm einläuft, aus dem hervorgeht, daß ich frei bin."

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie die Wahrheit sprechen?" murmelte er.

„Ihr schlechtes Gewissen, Exzellenz!"

„Herr —!" brauste der Gouverneur auf.

„Exzellenz, schreien Sie nicht! Meinen Sie, daß das Telegramm, welches Sie heute erhalten, unbekannt geblieben sei? Es liegt ganz in Ihrem Interesse, alles zu vermeiden, was Sie aufgeregt zeigt. Im empfehle Ihnen eine gleichmäßige heitere Ruhe. Ihre Ruhe, welche der Ausfluß eines Gewissens ist, das rein ist. Und mit der Sie jetzt draußen den Auftrag geben werden, mir einen Auslandspaß auszufertigen. Denn die Zugverbindungen jetzt im Kriege sind sehr schlecht und gar leicht könnten Sie jene Frist verpassen, welche Ihnen gesetzt ist."

„Aber wer bürgt mir dafür, daß Sie auch Wort halten werden??" fragte der Gouverneur zögernd.

Der Deutsche hielt ihm die Hand hin.

„Das Ehrenwort eines Deutschen wird Ihnen genügende Bürgschaft sein."

Der Gouverneur holte tief Atem, schlug in die dargebotene Hand ein, schellte und befahl dem eintretenden Beamten:

„Dieser Herr hier erhält sofort einen Auslandspaß. Seine Abreise ist in jeder Weise zu unterstützen und im nächsten Petersburger Zug ein Abteil erster Klasse für ihr zu reservieren!"

* * *

Vierzehn Tage später saß der Deutsche in Berlin im Kreise seiner Bekannen und erzählte den Fall.

„Mensch," rief man erstaunt aus, „woher in aller Welt hattest du die Beweise?"

„Beweise? Hatte ich keine. Was ich hatte, war nur eine Gewißheit. Die Gewißheit, daß der Gouverneur, wie alle russischen Gouverneure, gestohlen hatte."

„Und die Depesche?"

„Rührte von einem mir befreundeten Grusinier her, mit dem ich die ganze Geschichte, ehe ich meine unfreiwillige Reise nach Sibirien antreten mußte, abgekartet hatte."

„Und wenn es schief gegangen wäre?"

„Das wäre nur möglich gewesen, wenn der Gouverneur ein reines Gewissen gehabt hätte. Dieser Fall war aber undenkbar. Deshalb riskierte ich nichts."

Entfernung und Ferne.

Von Fritz Müller (Zürich.)

Ich kannte einen, der liebte eine.

Aber ihre Eltern zogen in den nächsten Ort. Der war zehn Kilometer weit weg.

„Ach was," sagte er, „zehn Kilometer sind ein Katzensprung." Und er ging jeden Tag dorthin, eine Woche lang. Dann aber dachte er:

„Auch eine Katze springt nicht jeden Tag," und ging nur jeden dritten Tag. Dann einmal in der Woche, denn:

„Man versäumt des Werktags zu viel Zeit." Dann jeden Monat. Und dann gar nicht mehr.

„Ich bin ein Feind aller Umständlichkeiten," sagte er, „und bei dieser Zehnkilometerlauferei zahlt man ja drauf, oder nicht . . . ?"

Und einen anderen kannte ich, den hatte ein scharfer Wind in jungen Jahren nach Amerika geweht.

Da war er als Wanderbursche einmal den Mississippi hinabgefahren auf einem Floß. Tag und Nacht.

Und eines Sonntags in der Morgendämmerung, da hoben sich die Nebel. Ein Fährhaus tauchte auf. Langsam glitt das Floß vorbei. Ein Mädchen stand vor der Türe. Sie sah kein Floß und keinen Wanderburschen. Er aber sah durch Nebel ein liebliches Gesicht und eine leichte Kopfbewegung. Weiter nichts.

Dann war das Floß vorbeigerauscht. Jahre legten sich dazwischen und zehntausend Kilometer.

Und neulich, als die ersten grauen Haare kamen, ist er eines Tages aufgewacht und ist die zehntausend Kilometer wieder zurückgefahren, hat sich wieder auf ein Floß gesetzt und fuhr im Morgengrauen den Mississippi abwärts.

Ein Fährhaus tauchte auf, und eine Frau stand an der Türe. Die Jahre hatten nichts von ihrem lieblichen Gesicht genommen. Nur eine stille Nachdenklichkeit hatten sie dazugelegt. Und jetzt — er sah es deutlich — wieder jene leichte Kopfbewegung. Weiter nichts.

Da war er zufrieden. Da war sein Floß vorbeigefahren. Und guten Mutes fuhr er in das Land der grauen Haare.

Die zwei Strindberg-Zimmer im Nordischen Museum in Stockholm sind jetzt fertig eingerichtet und der Allgemeinheit übergeben worden. Es handelt sich um das Arbeitszimmer des Dichters und um das sogenannte „Atelier," das unter dem Namen „Der blaue Turm" bekannt ist. In den beiden Räumen ist alles so angeordnet, wie Strindberg es zurückgelassen hat.

Weiberlist.

Eine Geschichte aus dem Morgenland. Von Roda Roda.

Man erzählt, daß ein Mann einmal sein Abendgebet sprach:

„Gott behüte mich vor dem Teufel und seinen Listen!"

Die Frau hörte es und rief: „Bitte Gott lieber, dich vor Weiberlist zu wahren!"

„Vor was für einer Weiberlist?" fragte der Mann. „Was kann ein Weib mich viel überlisten?"

„Eher als der Teufel, sag ich dir, und noch viel ärger."

„Nun, ich fürchte mich nicht. Ich fürchte mich durchaus nicht."

„Dann sollst du den Schaden tragen."

Als er am nächsten Tag seinen Geschäften nachging, da schlich sie mit dem Korb davon auf den Markt und kaufte Fische — kleine, kleine Fische, einen ganzen Korb. Und pflanzte sie im Garten ein, da und dort im Gras, daß es gerade aussah, als wüchsen sie wie Blumen.

Der Mann war wieder heimgekommen, da sprach die Frau zu ihm:

„Geh nicht müßig! Eil in den Garten und pflück zum Mittagessen ein paar Fische."

„Weib, bist du bei Verstand? Seit wann kann man Fische im Garten pflücken?"

Die Frau tat sehr verwundert. „Hat nicht erst heute Morgen," sagte sie, „unsere Nachbarin einen tüchtigen Lachs geerntet? Und wenn nebenan Fische wachsen, warum nicht auch bei uns?"

Er ging kopfschüttelnd und lachend auf den Hof — tat einen Blick in den Garten und riß die Augen auf: bei Gott, da wuchsen Fische! Er rief die Frau zu Hilfe, und sie pflückten und pflückten stundenlang, bis sie hundert beisammen hatten.

„Die mußt du mir zum Mittagessen kochen!" sagte der Mann. Dann konnte er die große Neuigkeit nicht länger bei sich behalten, lief im Städtchen umher und erzählte sie überall.

Niemand glaubte ihm. Er lud die Freunde ein, sie sollten sich nur überzeugen, kommen und zur Mahlzeit seine Gäste sein.

Er mit der ganzen Schar kam daher und die Frau empfing ihn maulend: „Feierst du ein Fest? Was bringst du mir die Nachbarschaft ins Haus?"

„Nun zum Fischessen."

„Was für Fische?"

„Die Fische, die wir — weißt du nicht mehr? — im Garten gepflückt haben?"

„Leute, er ist verrückt geworden."

„Elende," schrie der Mann, „willst du mich vor aller Welt dumm machen und verleumden?"

Sie stritten — doch so viel er schwor: die Leute hatten ihm gleich nicht geglaubt und glaubten ihm auch jetzt nicht, daß in seinem Garten Fische wüchsen.

„Man muß ihn beruhigen," raunte die Frau und blinzelte den Leuten zu. „Ich habe just Fische gekauft — ich will sagen, sie wären im Garten gewachsen — ihr aber bindet; meinen Mann und ruft den Priester, damit er ihn segne und wieder zur Vernunft bringe."

Die Nachbarn ließen sichs nicht zweimal sagen, banden den Mann und liefen um den Priester.

Der Priester kam mit seinem langen Stock und trieb den bösen Geist aus dem Mann — wie immer: mit vielen Schlägen.

Als er geendet hatte, fragte die Frau: „Nun, Mann, wie ist dir? Willst du von nun an beten, daß dich Gott vor Weiberlist bewahre?"

„Ich wills, beim Satan. Du hast michs hart gelehrt."

Ein Irrtum.

Ein Agent wollte in einer Vorstadt eben in ein Haus gehen, das einen Vorgarten hatte, und traf dort an der Gartenpforte einen kleinen Jungen.

„Ist deine Mutter zu Hause?" fragte er den Jungen.

„Ja, sie ist zu Hause," erwiderte der Kleine in höflichem Tone und mit dem Kopfe nickend.

Der Agent durchschritt also den ziemlich langen Gartenpfad und klopfte an die Haustür, erzielte aber damit keinen Erfolg. Nachdem er noch mehrere Male vergeblich geklopft hatte, kehrte er zu dem Jungen zurück, der sich vor der Gartentür mit einem Reifen amüsierte.

„Ich dachte, deine Mutter wäre zu Hause," sagte er.

„Ja, das ist sie auch," antwortete der Junge.

„Aber ich habe hier verschiedene Male geklopft und keine Antwort bekommen."

„Das mag schon sein," erklärte der Kleine. „Wir wohnen hier nicht."

Kindlich.

Mutter (nach Hause kommend): „Hier, Paul, ich hab' dir eine Schiefertafel mitgebracht."

Paulchen: „Ach, Mama, hättest du mir doch lieber eine Chokoladentafel mitgebracht."

Wirkung in der Ferne. — Er: „Sie waren gestern in den Stiubern," wurden sie auch natürlich gespielt?" — Fräulein: „So natürlich, daß mir auf der dritten Galerie ein Kuß vom Munde gestohlen wurde!"

Entgegenkommend. — Fremder: „Da haben Sie aber einen ungeschickten Lehrling! Nach 'm Rasiren wollte ich mir einen Zahn ziehen lassen, aber jetzt ist mir der Junge bei'm Einseifen in's Maul 'neingefahren, und 'raus ist er!" — Barbier: „Nun, da bezahlen Sie halt die Hälfte!"

Regnerisches. — Vater: „Ich weiß nicht — ich bin heute so faul! Sicher wird es morgen regnen!" — Söhnchen: „Vater, wenn ich einmal faul bin, regnet es dann auch?" — „Ja: Schläge!"

Heuchelei. — Herr (zum Kleiderhändler, bei dem er sich einen Ueberzieher kaufen will): „Sagen Sie doch endlich, was der Ueberzieher kosten soll!" — „Ich geniere mich's zu sagen, so billig ist er!"